

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSTER BAND

1963/64

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENS-KANZLERS
PERCY ERNST SCHRAMM



Theodor Heuss

*Herr Bundespräsident, Herr Bundeskanzler,
Eure Exzellenzen,
Meine Herren Vizepräsidenten und Abgeordnete des Deutschen
Bundestages,
Meine Herren Minister und Staatssekretäre,
Meine Herren Vertreter der Kirchen, Magnifizienz.
Meinen Gruß entbiete ich ferner der Kriegsklasse des Ordens
Pour le mérite sowie den Präsidenten zahlreicher wissenschaft-
licher Organisationen und Institutionen.
Verehrte Freunde vom Kapitel,
Meine Damen und Herren!*

*Wiederum erweist uns der Protektor des Ordens für Wissenschaft-
ten und Künste, der Herr Bundespräsident, trotz seiner Arbeits-
belastung die Ehre, unserer öffentlichen Sitzung beizuwohnen. Da
er sich schon zu unserer Morgensitzung einfand, hatte ich bereits
Gelegenheit, ihm die Dankbarkeit des Kapitels zum Ausdruck zu
bringen.*

*Zum erstenmal kann ich als Gast den nunmehrigen Herrn Bundes-
kanzler begrüßen, der – dem Beispiel seines verehrten Herrn Vor-
gängers folgend – am Gedeihen unseres Ordens Anteil nimmt.
Wir sehen in ihm nicht nur den Bundeskanzler, sondern auch den
Professor, d. h. einen Mann, dem die Anliegen der Wissenschaft
von früh auf vertraut sind und sicherlich weiter am Herzen lie-
gen werden.*

Wie in den Vorjahren hat das Kapitel wiederum Dank abzustatten S. Magnifizenz dem Herrn Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität: er gab uns Gelegenheit, am Vorabend mit Freunden und Bekannten Fühlung aufzunehmen, und stellte für diese Sitzung die uns bereits wohlvertraute Aula zur Verfügung. Ich bitte Sie, Magnifizenz, den Dank des Kapitels auch dem Senat Ihrer Universität zu übermitteln.

In diesem Jahre haben wir so vieler Toten zu gedenken, daß wir von dem Brauch abweichen mußten, daß einer von uns ein Thema aus seinem geistigen oder künstlerischen Bereich behandelt. Zunächst besinnen wir uns in Dankbarkeit und Verehrung auf den am 12. Dezember des letzten Jahres verstorbenen Altbundespräsidenten Prof. Dr. Theodor Heuss, der unseren Orden wieder ins Leben gerufen hat und am 31. Mai 1954 das Protektorat über diesen übernahm: eine Schirmherrschaft, die fortan mit dem Amt des Bundespräsidenten verbunden ist. Mit dieser kurzen Feststellung ist viel gesagt. Um deutlich zu machen, daß wir nur durch Theodor Heuss das wieder sind, was der von einem preußischen Könige gestiftete, jedoch von seinem Beginn Deutsche aus allen Stämmen vereinigende, auch Angehörige anderer Völker als ausländische Mitglieder einschließende Orden nach seinem Gründungsstatut sein soll, sei es mir erlaubt, dessen durch zwei Krisen gekennzeichnete Geschichte in den Jahren nach 1918 zu skizzieren.

Rückblick auf die Geschichte des Ordens bis 1937

Da die Weimarer Verfassung die Orden und Ehrenzeichen abschaffte, entstand die Frage, ob fortan unser *Abzeichen* weiterverliehen werden dürfe. Es bleibt das Verdienst des damaligen

Kanzlers Adolf v. Harnack, daß er einen Ausweg fand: am 22. Februar 1922 konstituierte sich das Kapitel als freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, das sich durch Kooptation ergänzte und sich weiterhin kenntlich machte durch das für ihn 1842 entworfene Abzeichen an dem schwarz-weißen Band. Keine amtliche Stelle konnte daher den Anspruch erheben, auf die Entscheidungen des Kapitels einzuwirken, und keine hat auch den Versuch unternommen, das zu tun. Das Preußische Staatsministerium begnügte sich damit, am 4. März 1924 den vor zwei Jahren gefaßten Entschluß zu genehmigen und ihm Rechtskraft zu verleihen.

Die zweite Krise führte 1933 die Machtergreifung der Nationalsozialisten herbei. Was sich im Verlauf der folgenden Jahre hinter den Kulissen abgespielt hat, hält eine Akte fest, die jetzt in der Staatskanzlei der Niedersächsischen Landesregierung verwahrt wird. Sie ist fast das einzige Dokument, das noch über unsere Geschichte Auskunft gibt; denn im Bombenkrieg ist das von Max Planck in seiner Wohnung verwahrte Archiv des Kapitels völlig zugrunde gegangen.

Im Februar 1933 konnten noch in herkömmlicher Weise Heinrich Wölfflin und Ernst Barlach kooptiert werden. Dann aber warf ein im April erlassenes Gesetz, das die Verleihung aller Titel, Orden und Ehrenzeichen dem Reichspräsidenten vorbehielt, die Frage auf, wie das Kapitel sich verhalten sollte: es beschloß, zunächst keine Neuwahlen vorzunehmen und abzuwarten. Erst Anfang 1934 wandte sich Max Planck als Kanzler an das Preußische Kultusministerium, um eine Klärung herbeizuführen. Er erhielt am 31. Januar die Antwort, daß die 1924 erfolgte Umwandlung, deren Rechtsgültigkeit offengelassen werden solle, »dem Wesen und der Würde des hohen Ordens wie auch den Grundsätzen einer nationalsozialistischen

Staatsführung« widerspreche; deshalb wurde verlangt, daß bis zu einer Neuregelung keine Neuwahlen vorgenommen wurden.

Erkennbar wird, daß Göring in seiner Eigenschaft als Preußischer Ministerpräsident sich gern den Orden unterstellt hätte; das brachte jedoch zu Hindenburgs Lebzeiten die Schwierigkeit mit sich, daß der Reichspräsident, dem ja das ausschließliche Ordensrecht zugewiesen worden war, es in bezug auf das Kapitel an den Reichskanzler und dieser wieder an den Preußischen Ministerpräsidenten hätte delegieren müssen. Auch hatte Göring zwei Rivalen: der Reichskultusminister Rust, der zugleich preußischer Kultusminister war, pochte darauf, daß sein Amtsvorgänger in der königlichen Zeit für den Orden zuständig gewesen sei, und der Reichspropagandaminister Goebbels verlangte, daß er als Präsident der Reichskulturkammer bei der Ernennung von Künstlern das entscheidende Wort zu sprechen habe. Dank diesen Kompetenzstreitigkeiten der Beteiligten, die für Diktaturen ja allgemein bezeichnend sind, erfolgte zunächst nichts. Die Lage für das Kapitel verschlechterte sich jedoch, als Hindenburg im August 1934 die Augen schloß und Hitler auch noch die Funktionen des Staatsoberhauptes zufielen. Jetzt brauchte Göring ja nur noch im mündlichen Gespräch ein zustimmendes Wort herauszulocken – dann war das Recht der Kooptation nach freiem Ermessen weggefeht. Auch sonst paßte der Orden ja so gar nicht in die Struktur eines Führerstaates mit der Einstufung aller Menschen gemäß ihrer Einstellung zum herrschenden Staat hinein.

Anfang 1935, als die Anzahl der Mitglieder bereits auf 24 zusammengeschrunpft war (Albert Einstein hatte bei seiner Ver-

treibung auf alle ihm verliehenen Ehren verzichtet), drohte auch dem Orden die Aussiebung, die im allgemeinen durchgeführt wurde: Göring ordnete an, »daß die jetzigen Mitglieder auf ihre politische und künstlerische Eignung geprüft werden« sollten; ferner sei »die Rassezugehörigkeit« festzustellen. Das Kultusministerium regte Nachprüfungen in vier Fällen an:

bei dem Romanisten Karl Voßler, weil er als Gegner des Regimes bekannt sei,

bei dem Chemiker Richard Willstätter wegen seiner Abstammung,

bei Käthe Kollwitz, die 1929 als erste Frau zugewählt worden war, wegen ihrer proletarischen Kunstrichtung und ihren kommunistischen Beziehungen

und bei Ernst Barlach. Von ihm heißt es gönnerhaft, sein Können sei nicht zu unterschätzen, aber er habe »häufig einer Kunstrichtung zu plastischem Ausdruck verholten ...«, die mit der nationalsozialistischen Weltanschauung wenig gemein« habe.

Im Falle Willstätters riet das Ministerium dringend davon ab, etwas gegen ihn zu unternehmen, und zwar mit Rücksicht auf seine wissenschaftliche Betätigung, die insbesondere im Ausland anerkannt sei. Das Ausscheiden von Barlach und Voßler, der sich zurückhalte, betrachtete das Ministerium »nicht für unbedingt erforderlich«; gegen den Ausschluß von Käthe Kollwitz hatte es keine Bedenken.

Im November 1935 gab das um Auskunft ersuchte Staatspolizeiamt folgende Auskunft: Käthe Kollwitz habe seit langem zur Linken geneigt. Es heißt weiter: »An öffentlichen Versammlungen der KPD hat die Kollwitz in der Folgezeit niemals teilgenommen«. Sie lebe – so war festgestellt worden – wegen

ihres Alters ebenso wie ihr Gatte sehr zurückgezogen und beteilige sich nur durch Geldspenden : »Sonst ist Nachteiliges über die Eheleute Kollwitz im Hause nicht ermittelt worden« – ein Kommentar erübrigt sich.

Als am Ende dieses Jahres das Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen ergänzt wurde, waren die Zuständigen sich noch immer nicht darüber einig, was mit dem Kapitel geschehen solle. Es wurde daher in dem neuen Gesetz für den *Pour le mérite* ausdrücklich eine Sonderregelung vorgesehen.

Aus dem Briefwechsel zwischen den beteiligten Instanzen ergibt sich, daß sich diese darüber einig waren, die Verleihung müsse »fortan dem Führer und Reichskanzler ausschließlich vorbehalten sein«. Der mit den Statuten offensichtlich nicht vertraute Staatssekretär Dr. Meissner regte als Chef der Präsidialkanzlei an, der Orden solle in eine Auszeichnung des Reiches umgewandelt werden; er faßte deshalb ins Auge, daß die Anzahl der Mitglieder auf 40 oder 50 erhöht wurde. Diese hätten dann Hitler Vorschläge zu unterbreiten, an die dieser jedoch nicht gebunden werden dürfe. Darauf wurde im Preussischen Staatsministerium eine entsprechende Neuregelung vorbereitet; zur Erwägung gestellt wurde, das Ordenszeichen, das »kaum als besonders kunst- und geschmackvoll bezeichnet werden« könne, wegen der Kronen und der Initialen Friedrichs des Großen abzuändern. Der Entwurf strich das Vorschlagsrecht des Kapitels. Göring allein sollte es haben; vorgesehen wurde jedoch, daß er vorher den Kultus- und den Propagandaminister in den sie betreffenden Fällen anhörte.

Ins Auge gefaßt wurde – eine moralische Beurteilung ist nicht nötig – die Zuwahl von Käthe Kollwitz für ungültig zu erklären – (weil gegen die Statuten erfolgt, die nur Männer als Mitglieder vorsehe); der Ordenskanzler sollte deshalb veranlaßt werden,

von der großen Künstlerin die Rückgabe des Abzeichens zu verlangen und sie dann aus der Liste der Mitglieder zu streichen.

Dazu kam es glücklicherweise nicht. Die Zeit half dem Orden. Im April 1936 wurde zwar die Möglichkeit ventiliert, ob jetzt der Augenblick gekommen sei, den Führer um eine Entscheidung anzugehen (der Wert des Ordens sei »in der Systemzeit doch sehr herabgewürdigt worden«), und es wurde vorgesehen, daß Göring bei nächster Gelegenheit Hitler auf die Wiedereinführung der Friedensklasse ansprechen solle; jedoch erfolgte nichts. In der Akte wiederholen sich monoton die Anordnungen: Wiedervorlage nach zwei Monaten, nach vier Wochen usw.

Zum Aussterben verurteilt

Ein anderes Gesicht bekam die seit vier Jahren ungelöste Frage am 30. Januar 1937 durch die Stiftung eines »Deutschen Nationalpreises für Kunst und Wissenschaft«, mit dem die Verleihung eines goldenen Ehrenzeichens verbunden war. Bei dessen Verleihung konnten ja alle die Schwierigkeiten gar nicht auftauchen, die bei den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite bestanden. Diese Lösung lief allerdings darauf hinaus, daß die Friedensklasse in den Schatten einer neuen Auszeichnung trat, die in der Presse stark herausgekehrt wurde, daß der Orden also der Vergessenheit überantwortet wurde.

Ja, noch mehr: bei diesem Verhalten der Reichsregierung war die Friedensklasse zum Aussterben verurteilt. Im November 1938 wurde Max Planck bei Göring schriftlich vorstellig, weil der Orden »in absehbarer Zeit der Auflösung verfallen« sei, falls nicht »eine zeitgemäße Erneuerung vorgenommen« werde. Die Zahl der Mitglieder sei auf 19 zusammengeschmol-

zen, und bei dem hohen Lebensalter vieler Ritter werde »binnen kurzem der Personalbestand auf ein Minimum zusammenschrumpfen«.

Am 23. Januar 1939 erhielt Max Planck die Antwort, der jetzige Zustand könne nicht geändert werden, »bis entschieden ist, welche Auszeichnungen für kulturelle Hochleistungen der Führer zu schaffen für richtig hält«. Zu dem vorgesehenen Vortrag beim Führer sei es noch nicht gekommen; deshalb könne der bestehende Zustand vorläufig nicht geändert werden.

Max Planck wandte sich darauf direkt an den Staatssekretär Meissner und bat ihn, die erforderliche Klärung herbeizuführen. Dieser antwortete ihm am 11. Mai, er habe die Angelegenheit bereits bei einer anderen Gelegenheit vorgetragen: »Der Führer hat sich dahin geäußert, daß er im Hinblick auf den inzwischen geschaffenen Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft, das damit verbundene Ehrenzeichen sowie auf den Adlerschild des Reiches, der bleiben soll, keine Neigung habe, den gesamten Orden wieder aufzubauen. Ich betrachte hiernach die Frage als – mindestens auf absehbare Zeit – entschieden.« Dieser Einschub: »auf absehbare Zeit« sollte eine Bedeutung erlangen, die dieser treue Diener vieler Regime im Augenblick der Niederschrift nicht voraussehen konnte.

Göring hatte nun gleichfalls das Interesse am *Pour le mérite* verloren: er teilte dem Reichskultusminister mit, er wünsche die Abschaffung der Friedensklasse. Rust bereitete darauf einen Beschluß des Preußischen Staatsministeriums vor, der die Friedensklasse kurzerhand aufhob, und er bat Göring um Mitzeichnung. Vorgesehen war, daß den noch Lebenden das Recht zum Tragen des Abzeichens belassen wurde. Göring gab jedoch den Entwurf zurück und erklärte, es solle bei der im Januar

1939 erteilten, inhaltlichen Antwort sein Bewenden haben. Er konnte ja den Auflösungsbeschluß nicht ohne Hitlers Placet durchführen, und zu vermuten ist, daß dieser sich nicht zu einem Entschluß drängen ließ, der ihn zu seiner Hochachtung Friedrichs des Großen in Widerspruch gesetzt hätte. Außerdem war er ja vom September an durch Fragen von ganz anderem Gewicht okkupiert: der zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Rust mahnte im Januar 1940 noch einmal, Göring möge doch unter den von ihm vorbereiteten Erlaß seine Unterschrift setzen. Aber auch dieser hatte jetzt andere Gedanken im Kopf. Bis Kriegsende wurde – falls die von mir zu Rate gezogene Akte vollständig ist – nichts mehr unternommen. Nur trat ein, was Max Planck vorausgesagt hatte: ein Mitglied nach dem anderen starb, und es war daher nur eine Frage der Zeit, wann der Letzte begraben wurde.

Neubegründung durch Theodor Heuss

Als sich am 31. Mai 1942 der Tag zum 100. Male jährte, an dem Friedrich Wilhelm IV. die Friedensklasse des Pour le mérite gegründet hatte, war das Interesse der Öffentlichkeit durch den Krieg und die Sorgen in der Heimat beschlagnahmt. Nur die »Frankfurter Zeitung« brachte aus diesem Anlaß einen Aufsatz von Gewicht; aber er mußte anonym erscheinen, da der sehr sachkundige Autor Schreibverbot hatte. Drei Jahre später wurde er – nachdem das Regime zusammengebrochen war – Kultusminister des neuen Landes Württemberg-Baden. Im folgenden Jahre gehörte er zu den Gründern der neuen Freien Demokratischen Partei, deren Fraktionsvorsitzender er wurde, als der Bundestag zusammentrat. Von diesem wurde er am 12. September 1949 zum Bundespräsidenten gewählt:

jener Anonymus war niemand anders als Theodor Heuss gewesen¹.

Staatsoberhaupt war nun ein Mann, dem Tradition mißfiel, wenn es sich um Äußerlichkeiten handelt, aber ein Geschichtskundiger, der tief in der geistigen Tradition verwurzelt war und sich verpflichtet fühlte, sie abzustützen und zu fördern, wo es sich lohnte. Daher wandte Theodor Heuss seine Gedanken auch der Friedensklasse zu, von der 1952 nur noch drei Mitglieder lebten: der Orientalist Enno Littmann, Wilhelm Furtwängler und der bereits 96jährige General Hermann von Kuhl. Der Bundespräsident ermunterte sie, gemäß den Statuten von 1924 sich durch Zuwahl wieder zu ergänzen, beriet sie bei der Auswahl der 27 neu zu kürenden Wissenschaftler und Künstler und übernahm 1954 die Protektorwürde.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, unserem verstorbenen Neubegründer einen Nachruf zu widmen. Das ist unter dem Eindruck des Todes so vielfach geschehen, daß ich zwangsläufig da-

¹ In einer persönlichen »Vorbemerkung« zu einer Vervielfältigung des wieder aufgestöberten Aufsatzes, die Theodor Heuss unter dem 1. April 1952 versandte, vermerkt er, daß er 1942 seinen Artikel zeichnete mit r. s., »den Schlußbuchstaben meines Namens«; er habe Schreibverbot gehabt, »worum ich mich so wenig kümmerte wie die Redaktion der »Frankfurter Zeitung««. Über seine Unterlagen vermerkt er: »Die Quellen für diesen Aufsatz fand ich im Hohenzollerschen Haus-Archiv, das damals für geschichtliche Arbeiten eine kaum frequentierte Idylle war, in mannigfach ediertem Briefwechsel – Max Planck hatte mir in seiner Wohnung ein paar Vormittage alles zur Verfügung gestellt, was er von Harnack übernommen und was sich bei ihm in wenigen Jahren ergänzt hatte – ein »Archiv in Pappkartons««. Diese »Vorbemerkung« schließt: »Ich bin mit mehreren Trägern des Ordens familiär verbunden. Daß ich mit dem Problem dieses Ordens, nachdem ich seine geschichtliche Würde darzustellen versucht hatte, je noch einmal etwas zu tun haben würde, lag jenseits aller Phantastik. – Seine Wiedergabe soll jenen, die wohl von seiner Existenz wußten, doch wenig von der geschichtlichen Komplexität, und die nun seinem Bezirk sich nähern sollen, in knapper Form das mögliche Gesetz einer historischen Kontinuität nahebringen.«

zu käme, schon Gesagtes zu wiederholen. Aber der um uns so verdiente Theodor Heuss muß nun doch auch von uns geehrt werden, und es sei mir deshalb erlaubt, ihn von der Seite aus zu beleuchten, die für unser Kapitel – wenn ich von seiner amtlichen Funktion absehe – die wichtigste war: seine Bedeutung für die geistige Tradition, für das deutsche Kulturerbe. Sie schätzten wir so hoch ein, daß unter uns nach dem Ausscheiden unseres Protektors aus seinem hohen Amt der Wunsch rege wurde, ihn durch Zuwahl in einer neuen Form mit uns zu verbinden. Es wurde mehr als einmal bei ihm diskret vorgefühlt, aber seine Antwort war – sehr bezeichnend für ihn – ein uneingeschränktes Nein.

Wieso konnten solche Erwägungen unter uns angestellt werden?

Die Persönlichkeit unseres ersten Protektors

Wenn die kommenden Generationen sich mit Theodor Heuss auseinandersetzen werden, muß für sie naturgemäß im Vordergrund ihres Interesses die Rolle stehen, die er vor 1933 im öffentlichen Leben spielte und die er – ein Dutzend Jahre zur politischen Untätigkeit verdammt – nach dem Zusammenbruch wiederaufnahm. Selbstverständlich wird die Historiker das Jahrzehnt 1949–1959 am meisten anziehen, in dem Theodor Heuss als der erste Bundespräsident eine Wirksamkeit ausübte, deren Verdienst völlig unbestritten ist, deren Einzelheiten jedoch vielfach noch im Schatten liegen.

Wer die Augen so einstellt, hätte jedoch nicht den ganzen Theodor Heuss erfaßt. Unvergessen wird die Menschlichkeit bleiben, die er ausstrahlte – mir bleibt unvergessen, wie hingerissen sich ein paar von mir dem Bundespräsidenten vorgestellte junge Franzosen äußerten, nachdem er sie eines Gespräches

gewürdigt hatte. Hier liegt einer der ganz seltenen Fälle vor, in denen man einmal das Wort »Charme« auf einen Mann anwenden darf – er war so wirksam, weil er völlig uneinstudiert, völlig posenlos war: eben ein angeborener, in der Reife des Alters nach allen Seiten spürbarer Charme. Unvergessen wird ferner die ausgedehnte Bildung bleiben, über die Theodor Heuss in einer Zeit verfügte, in der die Menschen immer weniger Zeit zu ruhigem Lesen und Betrachten übrig haben und daher froh sein müssen, wenn sie wenigstens in irgendeiner Ecke des geistigen oder künstlerischen Lebens zu Hause sind. Nie jedoch hat Theodor Heuss seine Belesenheit herausgeholt; im Gegenteil: gelegentlich läßt nur ein Nebensatz erkennen, daß ihm die mit seinem Thema verbundenen Kontroversen bekannt waren. Von einem der Männer, über die Theodor Heuss geschrieben hat, sagt er, er sei »nicht gelehrt, aber gebildet im höchsten Begriff« gewesen – diese Worte passen auch auf ihn.

Aber es gehört noch mehr dazu, wenn man der Einzigartigkeit des Toten gerecht werden will. Ich werfe die Frage auf: was wäre von Theodor Heuss zu sagen, wenn er nicht Bundespräsident geworden wäre? Ist er dann nur einer von vielen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Feder gegriffen oder sich in Vorträgen Gehör verschafft haben? Ich antworte »Nein« und will versuchen, das zu begründen.

Ein Mediator im Reich der Bildung

Ich lege das Hauptgewicht nicht auf die Tatsache, daß Theodor Heuss eine Reihe von Büchern geschrieben hat, die auf solider Forschung beruhen und ihm in der Geschichtsschreibung einen Platz sichern. Aber ich unterstreiche – weil ich darauf von

einer anderen Seite aus zurückkommen werde –, daß alle diese Bücher biographischen Charakter haben: Friedrich Naumann (1937), Hans Poelzig (1959), Anton Dohrn in Neapel (1942), Robert Bosch (1946). Zu beachten ist, daß sie zum Teil in einer Zeit entstanden sind, in der Theodor Heuss der Weg zur gebildeten Leserschaft versperrt war und er Mühe mit seinem Unterhalt hatte.

Ich gehe auch nicht auf die Wirksamkeit ein, die der Verstorbene als Zeitschriftenredakteur und Verfasser von zahlreichen Artikeln über aktuelle Fragen vielerlei Art ausübte. Der eigentliche Heuss steckt – wenn ich recht sehe – in den Artikeln, die er im Verlaufe vieler Jahrzehnte über Dichter, Schriftsteller, Künstler sowie über historische Persönlichkeiten schrieb. Wir besitzen die wichtigsten von ihnen jetzt in Sammelbänden, die zu Recht viel gelesen worden sind. Ich nenne vor allem die »Deutschen Gestalten« und die »Skizzen zu Dichtern und Dichtung« mit dem Obertitel »Vor der Bücherwand«. Sehr merkwürdig ist, daß hier Aufsätze nebeneinander stehen, die zeitlich durch viele Jahrzehnte getrennt sind, aber doch zueinander passen. Ich lasse die Frage noch offen, was das besagt.

Diese Aufsätze und Reden verdanken ihre Entstehung meist einem äußeren Anlaß oder dem Zufall, daß Theodor Heuss ein Buch in die Hand gefallen war oder er eine Ausstellung besucht hatte. Er griff zur Feder, nicht um sich ein ihn bedrängendes Problem von der Seele zu schreiben oder sich Klarheit zu verschaffen, sondern um Brücken zu schlagen zwischen den Schreibenden-Schaffenden und dem Publikum: ein gebildeter Vermittler – besser sage ich: ein *mediator*, weil das lateinische Wort wertfrei ist und noch besser die Stellung bezeichnet, die Theodor Heuss in der Mitte zwischen den Produzierenden und den Aufnehmenden eingenommen hat. Wenn sich einmal ein

Forscher daran macht, die Geschichte der Allgemeinbildung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu schreiben, dann hat er – wenn er dazu alle Artikel heranzieht, die Theodor Heuss verfaßte – so etwas wie ein Geländer, das ihm ermöglicht, einen Weg durch diese bewegten, schillernden Jahrzehnte zu finden.

So gesehen, gehört Theodor Heuss zusammen mit dem eine Generation älteren Alfred Lichtwark (1852–1914), dem Direktor der Hamburger Kunsthalle, und mit seinem Altersgenossen Ernst Beutler (1885–1961), dem Direktor des Frankfurter Goethe-Museums, gleichfalls hochgebildeten Männern, die die Forschung gefördert haben, ihre Sammlungen in die Höhe brachten, deren bleibende Bedeutung jedoch darin liegt, daß sie solche *mediatores* waren, die Bildungsfreudigen an die Kunst heranzuführend und diesen vermittelnd, was die Kunst hervorbrachte: im besten Sinne Volkserzieher – oder besser wieder lateinisch: *magistri Germaniae*.

Wie diesen beiden ist es auch Theodor Heuss ergangen: wie sie stand er in seinen jungen Jahren – hier bejahend, dort ablehnend – mitten in den geistigen und künstlerischen Auseinandersetzungen seiner Zeit, war also ein Streiter für das, was damals »modern« war. Es ist jedoch der natürliche Gang des Lebens, daß den Älterwerdenden die Zeit davonläuft und sie nun dem Neuen gegenüber zurückhaltend, wenn nicht kritisch werden. So war es auch um Theodor Heuss bestellt. Aber nie ist er in den Fehler verfallen, das öffentlich abzulehnen, was ihm an dem jetzt »Modernen« mißfiel, womöglich wie Wilhelm II. sich eine Richterrolle anzumaßen. Theodor Heuss wurde im Alter vielmehr zum Betreuer des deutschen Kulturerbes und tat – als er weithin gehört wurde – das Seine, daß es wieder beachtet und geachtet wurde. Jung und alt hielt er vor Augen, wie unerschöpflich es ist – so wirkte er wie ein kundiger

Bergmann, der aus einem Bergwerk immer wieder Edelmetall ans Tageslicht zu holen versteht.

Das ist es – so meine ich –, was Theodor Heuss einen Platz in der deutschen Bildungsgeschichte sichert.

Für das, was ich ausführte, finde ich eine Bestätigung in dem Stil, in dem Theodor Heuss seine Bücher und Aufsätze verfaßte.

Er nutzte die Möglichkeiten aus, die der deutschen Sprache durch den Periodenbau gegeben sind. Aber auf lange, wohlgefügte Sätze von schwingender Art ließ er – den Leser gleichsam plötzlich stellend und Spannung schaffend – ganz kurze folgen, womöglich nur Fragmente von solchen. Viele Seiten kann man bei Theodor Heuss lesen, ohne auf ein Fremdwort zu stoßen; aber fast auf jeder findet sich ein Satz, den man als Zitat benutzen könnte, weil ihm im Besonderen immer das Allgemeine vor Augen stand. Sein Schriftdeutsch blieb immer dem gesprochenen Wort eng benachbart. Er vermochte daher volkstümlicher, verständlicher zu schreiben als der normale Gebildete; andererseits sprach er gebildet auch dann, wenn er sich an zahlreiche Zuhörer wandte. Hier ist gleichfalls kein markanter Wandel vom jungen zum alten Theodor Heuss zu spüren: Er entfaltete sich, wurde reifer, klärte sich ab – aber das geschah ohne Bruch, ohne Hin und Her.

Das ist bemerkenswert; denn in den Jahrzehnten, in denen Theodor Heuss die Feder führte, hat es viele Stilarten gegeben. Was ist nicht alles versucht worden, um der deutschen Sprache neue Wirkungen abzugewinnen! Er hat das alles zur Kenntnis genommen, ohne sich davon beeinflussen zu lassen. Er war zu sehr er selbst, als daß er sich irgendeinem Manierismus, einer Zeitmode zu verschreiben vermochte. Auf ihn paßt, was er einmal an einem Autor rühmte: dieser schrieb nach seinem Urteil »einprägsam, aber nicht pedantisch, bildhaft ohne unruhigen

Impressionismus«; nur müssen wir in seinem Falle noch hinzufügen: auch ohne den das Herkommen gewaltsam sprengenden Expressionismus.

In seinem Stil war Theodor Heuss also gleichfalls ein Bewahrer der Tradition. Ganz eigen ist seine Schreibweise jedoch darin, daß sie von falschem Pathos völlig frei ist, daß sie bildhaft blieb – Theodor Heuss war ja ein Augenmensch –, daß er gern den Humor hereinließ – er war ja von Natur ein heiterer Mensch –, daß er der Anekdote und dem Hinweis auf Selbsterlebtes Raum gab – er war ja ein Mensch, der zu beobachten und in sich aufzustapeln verstand. So erhärtet er das französische Diktum: *Le style c'est l'homme.*

Der letzte deutsche Briefschreiber

Eine Begabung, die dem Schriftsteller Theodor Heuss eigen war, ist bisher noch nicht recht greifbar. Ich habe ihm im Gespräch gelegentlich sagen dürfen, er sei der letzte deutsche Briefschreiber. Ich sehe die Lage so: In den vergangenen Jahren sind wir beglückt worden durch die Veröffentlichung des Gedankenaustausches zwischen Hugo von Hofmannsthal und Carl Jacob Burckhardt sowie der Korrespondenz, die Friedrich Meinecke mit Eduard Spranger, mit Siegfried A. Kaehler und anderen Freunden Jahrzehnte lang aufrecht erhielt. Aber das literarische Genus »Brief«, das von der Antike über das Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert eine so entscheidende Rolle gespielt hat, ist dem Untergang geweiht, weil niemand mehr Zeit zu ruhiger Besinnung hat und – wenn die Notwendigkeit gedanklicher Auseinandersetzung besteht – die Verkehrserleichterungen es möglich machen, sie mündlich durchzuführen. Wenn also Theodor Heuss nicht mehr private Briefe diktiert hätte,

wäre das bei der Fülle seiner Verpflichtungen erst recht begreiflich. Aber er hat bis zuletzt eine große Korrespondenz geführt, und selbst einer kurzen Benachrichtigung verstand er einen persönlichen Charakter zu geben – man möchte im Hinblick auf Theodor Heuss das angeführte französische Diktum durch ein zweites ergänzen: *La correspondance c'est l'homme*. Von welchen Männern im öffentlichen Leben könnte man das heute wohl sonst noch sagen?

Der Verstorbene hat den Gedanken erwogen, aber nicht mehr verwirklichen können, die Durchschläge seiner Briefe, die ihm etwas bedeuteten, zu kennzeichnen, damit ein Editor es einmal leichter habe. Wir hoffen nun, daß der Sohn im Bunde mit der Theodor-Heuss-Stiftung in einer Reihe von Bänden das Wichtigste aus diesem Teil des Nachlasses herausgibt. Ich bin sicher, daß sie nicht nur ein menschlich bewegendes, sondern auch sachlich höchst aufschlußreiches Dokument zur deutschen Kulturgeschichte ergeben werden.

Ein Humanist im eigentlichen Wortsinn

Zu vielen Zwecken hat also der Verstorbene die Feder angesetzt; aber alles, was er verfaßt hat, ist geprägt durch die humane Gesinnung, an der Theodor Heuss durch alle Jahrzehnte hindurch festgehalten hat. Bezeichnend scheint mir zum Beispiel zu sein, wie in Lebensbildern von Schriftstellern das, was sonst in ihnen den Vorrang hat, das Literarische, zurücktritt hinter dem, was der Dargestellte als Mensch bedeutete. In dieser Hinsicht hat Theodor Heuss etwas von einem Goldschmied besessen, der unterscheiden kann, was echtes Gold, was nur vergoldet ist, womöglich nur vortäuscht, vergoldet zu sein. Es war ihm gegeben, menschliche Qualitäten überall dort, wo sie vorhan-

den waren, aufzuspüren; und da er frei von allen Vorurteilen war, konnte er Aristokraten, Sozialisten, Juden, konnte er Deutschen und Angehörigen anderer Völker, konnte er selbst Gegnern seiner eigenen Auffassungen in gleicher Weise gerecht werden – sofern er nur eine echte menschliche Substanz festzustellen vermochte. Doch hat Theodor Heuss – obwohl ihm die Erkenntnisse der modernen Psychologie natürlich vertraut waren – die von ihm Dargestellten nie seelisch zerfasert, sondern mit klaren Strichen gezeichnet. Insofern war er noch ein Humanist im vollen Sinne, für den in bezug auf das Menschliche Begriffe wie Menschenwürde, Selbstzucht, Männlichkeit noch feste Realitäten bedeuteten – ich nenne gerade diese Eigenschaften, weil Heuss sie an Richard Dehmel rühmte, aber sie auch sich selbst mit Fug und Recht hätte zusprechen dürfen.

Dank dieser Grundeinstellung hat Theodor Heuss eine solche Fülle von Freundschaften schließen können, wie sie so zahlreich und zugleich so vielfältig zu seinen Lebzeiten wohl keinem anderen Deutschen beschert gewesen sind. Da das Fluidum, das solche Beziehungen schuf, von ihm ausging, möchte ich ihn geradezu einen Virtuosen der Freundschaft nennen. Er konnte das sein, weil er – trotz starkem kritischem Vermögen, trotz aller Beanspruchungen durch seine amtlichen Verpflichtungen – ein warmes Herz behielt: in dieser Hinsicht in schönster Weise ergänzt durch seine Gattin, Frau Elly Heuss-Knapp, die Begründerin des »Deutschen Mütter-Genesungswerkes«.

Theodor Heuss und das Ordenskapitel

Auf die eingangs aufgeworfene Frage zurückgreifend: Was würde Theodor Heuss im Kulturleben des letzten halben Jahrhunderts darstellen, wenn er nicht zum Bundespräsidenten

gewählt worden wäre?, kann ich jetzt eine Antwort zu geben versuchen: er hat als *mediator* geschrieben, angeregt, gefördert, er hat als *magister Germaniae* dazu beigetragen, daß die Beziehung zum reichen Kulturerbe nicht abriß, er hat – die Möglichkeiten seines Amtes nutzend – für die Erhaltung jener Traditionen gesorgt, die zu bewahren es sich lohnt. Vor allem: Theodor Heuss hat uns vorgelebt, wie innerlich reich ein Mensch sein kann, der es versteht, Bildung und Wärme des Herzens in Einklang zu bringen, der sich frei gemacht hat von jeglichen Vorurteilen und dafür beschenkt wird mit vielerlei Freundschaften. Für solche Art gibt es in der deutschen Sprache ein Wort, aber es ist so trivialisiert, daß ich Bedenken trage, es zu benutzen: ich helfe mir, indem ich gleich wieder das lateinische Wort hinzufüge: »Lebenskünstler« = *artifex vitae*, wobei zu bedenken ist, daß *artifex* nicht einfach gleich »Künstler« ist, sondern die Bedeutung von kundigem Meister hat.

Das Fluidum, das von Theodor Heuss ausging, hat unser Kapitel wieder und wieder zu spüren bekommen. Wir dürfen den Verstorbenen im streng formalen Sinne nicht als unser Mitglied betrachten, da er das nicht wünschte; aber in einem tieferen Sinne gehörte er doch zu uns. Zu jedem einzelnen unterhielt er persönliche Beziehungen, und wir spürten, daß unser Kapitel als solches ihm am Herzen lag. Aber ihm ist auch bewußt geworden, daß wir ihn nicht nur in seinen amtlichen Eigenschaften respektierten, sondern daß wir ihn als Mann des Geistes achteten und ihm als Menschen mit liebender Verehrung gegenübertraten.

Wir bleiben der Tatsache bewußt, daß unser Orden von der Auflösung bedroht war, dann zum Aussterben verurteilt wurde, aber ein neues Kapitel seiner nun bereits 122 Jahre umfassenden Geschichte beginnen konnte – für deutsche Maßstäbe ist

das heute schon sehr lange –, weil Theodor Heuss im letzten Augenblick eingriff und seine Hilfe so lange lieh, bis wir wieder auf eigenen Füßen zu stehen vermochten. Zu den vielen, die Theodor Heuss dankbar bleiben, gehört auch der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste.

Die Kanzler seit 1955

Max Hartmann und Erich Kaufmann

Als Kanzler hat von 1955 an amtiert *Max Hartmann*. Namens des Kapitels danke ich dem Verstorbenen für das, was er tat, um das erneuerte Kapitel wieder mit Leben zu erfüllen. Was er als Gelehrter bedeutete, hat für uns Karl von Frisch festgehalten. Sein Nachruf wird anschließend verlesen werden. Schwerhörigkeit zwang Max Hartmann, die Geschäfte abzugeben. Das Kapitel wählte zu seinem Nachfolger den Juristen *Erich Kaufmann*. Das war – wie wir rückschauend sagen dürfen – eine besonders glückliche Wahl; denn die Tradition war so erschüttert, daß es schwierig war, den Weg nach vorn zu finden und dabei so viel von der Tradition zu bewahren, wie es die veränderte Zeit zuließ. Wir benötigten einer festen Grundlage, wir brauchten neue Statuten: von Erich Kaufmann über die Konsequenzen eines jeden Paragraphen belehrt, haben wir auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen die Statuten von 1954 jetzt so gefaßt, daß sie voraussichtlich auf lange Zeit den Erfordernissen genügen. Wir schulden dem Herrn Bundespräsidenten Dank, daß er als Protektor dieser Fassung durch seine Unterschrift am 19. September 1963 Rechtskraft verliehen hat.

Aber Institutionen leben nicht allein kraft der Statuten, die sie sich setzen. Das Entscheidende ist die Gesinnung, mit der sie

gehandhabt werden. In dieser Hinsicht haben Sie, hochgeschätzter Freund Erich Kaufmann, die größten Verdienste um das Kapitel – ich gebrauche das viel zuviel benutzte, aber schwerwiegende Wort »Freund« nicht leichthin. Denn mehr als ein Jahrzehnt trennt uns im Alter: ein Unterschied, der auch noch dann zu respektieren ist, wenn die Relation sich auf 7:8 verringert hat. Aber ich darf mich hier einmal – Ihres Einverständnisses gewiß – öffentlich rühmen, daß die Überleitung der Geschäfte mich zu Ihrem Freunde gemacht hat. Ich weiß, was Ihnen im Laufe Ihres Lebens widerfahren ist; ich weiß, in wie nobler Gesinnung Sie auf Ihre Gegner von einst – der Ausdruck ist eigentlich zu gelinde – zurückblicken; ich weiß, wie sehr Ihnen das Schicksal des Kapitels, das Schicksal der Bundesrepublik, der deutschen Kultur am Herzen liegen, und das ganze Kapitel ist Zeuge dafür, daß Rechtlichkeit und Fairneß die Leitmotive Ihres Denkens und Fühlens waren und bleiben. Mit Rücksicht auf Ihr Alter haben Sie auf Ihr Kanzleramt verzichtet, und unter Berufung auf Theodor Heuss haben Sie mich dem Kapitel als Ihren Nachfolger vorgeschlagen. Diese doppelte Patenschaft – so darf ich wohl sagen – beglückt mich; sie verpflichtet mich aber auch, mich öffentlich festzulegen: Wenn ich nunmehr als Kanzler amtiere, dann wird mir als Vorbild immer vor Augen stehen Erich Kaufmann, der Verfechter von Recht und Wahrheit, der in schlimmer Zeit diffamiert wurde, aber heute und in Zukunft um so mehr zu verehren ist als Wahrhalter der echten deutschen Bildungstradition.

Nach *Karl von Frisch*, vertreten durch *Richard Kuhn*, werden, um *Eduard Spranger* und *Paul Hindemith* zu ehren, das Wort ergreifen: *Wolfgang Schadewaldt* und *Carl Orff*.

Unter uns weilen, von uns gebeten, die Angehörigen unserer

Toten. Schwer muß es für sie gewesen sein zu kommen, aber mit Aug' und Ohr sollen sie aufnehmen, daß wir, das Kapitel des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste, nicht nur trauern um einen *magister Germaniae*, um große Gelehrte, um einen großen Künstler, sondern um Menschen, die wir liebten und verehrten und die uns deshalb begleiten werden in beglückender Erinnerung bis an das Ende unserer Tage.